

Trotzig optimistisch

Erst ist die Kunstbranche in New York wieder zum Leben erwacht – Europa zieht nun nach. Im Pariser Centre Pompidou ist etwa eine umfassende Schau der US-Künstlerin Georgia O'Keeffe zu sehen

Von **Jana Janika Bach**

So lange, wie es sich anfühlt, ist es nicht her, dass Benjamin Genocchio, damaliger Chef der New Yorker „Armory Show“-Messe, der „extrem geselligen Kunstwelt“, die das Event-Erlebnis liebt, voller Inbrunst Rosiges prophezeit. 2017 war das; heute würde er seine sieben Thesen zur Entwicklung des Kunstmarktes vermutlich nicht so uneingeschränkt positiv formulieren.

Dabei scheint angesichts eines zwar zur Neige gehenden, doch alles erhellenden Sommers auch das Endzeit-Jahr 2020 in weite Ferne gerückt zu sein und sich das kollektive Stimmungsbarmeter bei Normalniveau einzupendeln. So wird selbst in der gebeutelten Kunstbranche trotz steigender Infektionszahlen weltweit trotz-optimistisch in die Zukunft geschaut.

Bestes Beispiel: N.Y. City, im Frühling erwachte die von der Coronapandemie schwer erschütterte Millionenstadt nach einem „Öffnungsreigen“ wieder zum Leben. Das soll so bleiben, komme, was wolle; die Impfquote im Big Apple ist hoch. Ein Zeichen zu setzen, schadet nicht – lange lag die Eröffnung der größten Retrospektive in der über viele Jahrzehnte währenden Karriere Jasper Johns', des letzten Pop-Artists, auf Eis.

In diesem Herbst soll es endlich so weit sein, das New Yorker Whitney Museum und das Philadelphia Museum of Art stellen gleichzeitig Zusammengetragenes aus, Gemälde, Zeichnungen, Skulpturen und Drucke, darunter die ikonischen US-Flaggen. Johns, mittlerweile 91-jährig, dürfte das wahrhaftig freuen – die lebende Legende hat Unbekanntes und Neues aus seiner persönlichen Sammlung beigeuert.

Daneben gibt das Whitney jungen Positionen Raum, ge-

plant ist eine Außen-Installation der Trans-„Latinx“-Künstlerin Martine Gutierrez. Mit ihrem Projekt „Indigenous Women“, einem fiktiven, in seiner Optik an Andy Warhols Interview-Magazin erinnerndes Journal, für das sie selbst fotografierte, layoutete und vor der Kamera stand, sorgte Gutierrez ebenso für Furore wie mit ihrer Performance auf der 58. Venedig-Biennale.

Eindrücklich hinterfragt auch die afroamerikanische Malerin Jennifer Packer Konstrukte wie Herkunft oder Identität. Häufig stehen ihr Freunde oder Bekannte Modell, die allerdings nur schemenhaft zu erkennen sind. Denn Packer evoziert und bricht die Opazität in ihren Gemälden. Eine zweite Einzelpäsentation widmet ihr das MOCA in Los Angeles.

Wer „Gelebte Abstraktion“ im Kunstmuseum Basel verpasst hat, kann im New Yorker MoMA in Sophie Taeuber-Arps Oeuvre eintauchen. Leichtfüßig übersprang die umtriebige Schweizerin, die nicht bloß als

abstrakte Malerin brillierte, die Grenzen zwischen Leben und Kunst. Als Designerin richtete sie Hotels oder Apartments ein, auch mal gemeinsam mit Theo van Doesburg und ihrem Mann Hans Arp, wie beim Café Aubette in Straßburg. Sie verkehrte im exklusiven Zirkel der Avantgarde, entwarf Mode, sogar Marionetten, wie 1918 für das Bühnenstück „König Hirsch“. Bei ihrem Unfalltod 1943 umfasste ihr Schaffen Reliefs, Skulpturen, Architektur, gar Kissen, Perlarbeiten, Regalmodule oder Tische.

Auch die Art Basel Miami Beach ruft. Wäre da nicht das Einreiseverbot für alle, die direkt aus dem Schengenraum in die USA übersetzen möchten. Ein Ausflug ins europäische Ausland ist da weniger aufwendig. Zumal auf dieser Seite des Atlantiks zunächst das Pariser Centre Pompidou und 2022 dann auch die Fondation Beyeler in Basel eine der bedeutendsten Vertreterinnen der US-amerikanischen Moderne mit einer umfassenden Schau ehren. Mehr als 70 Jahre umspannt das

Von Basel nach Paris

Basel: Georgia O'Keeffe, Fondation Beyeler, 23. 1. 2022 bis 22. 5. 2022

Berlin: Berlin Art Week, Berlin, 15. bis 19. 9., berlinartweek.de
Tomas Schmitz, sachen machen. Zeichnung Aktion Sprache 1970–2006^a: a) n.b.k., 15. 9. bis 23. 1. 2022 & b) Kupferstichkabinett, Berlin, 15. 9. bis 9. 1. 2022
Gallery Weekend Berlin, 16. bis 18. 9.

Jann Holstein, „Emmergenz“, Galerie Karl Oskar, 6. bis 15. 12.
Axel Hütte, „TRACES London – Berlin“, Galerie Daniel Marzona, Berlin, ab 30. 10.
Gruppenausstellung, „REFLECTION IS THE DAUGHTER OF SCANDAL“, Angela Mewes, 25. 10. bis 5. 12.

Frankfurt: „Nennt mich Rembrandt!“, Städel Museum, 6. 10. bis 30. 1. 2022

London: Sophie Taeuber-Arp, „Living Abstraction“, Tate Modern, bis 17. 10.

Los Angeles: Jennifer Packer, „Every Shut Eye Ain't Sleep“, MOCA Museum of Contemporary Art, 1. 7. bis 21. 2. 2022

New York: Jasper Johns, „Mind/Mirror“, Whitney Museum, 29. 9. bis 13. 2. 2022

Martine Gutierrez, Whitney Museum, Sep. bis März 2022
Sophie Taeuber-Arp, MoMA, 21. 11. bis 12. 3. 2022

Miami: Art Basel Miami Beach, Florida, 1. bis 5. 12.

Paris: Georgia O'Keeffe, Centre Pompidou, 8. 9. bis 10. 12.



Ikone der Moderne: Georgia O'Keeffes „Oriental Poppies“ Foto: Christie's Images/Bridgeman Images

Lebenswerk Georgia O'Keeffes, die im März 1986 starb. Da hatte man die Wegbereiterin der abstrakten Kunst längst zur Ikone der amerikanischen Malerei stilisiert.

Unerhört gespreizte Blüten oder wulstige Hügelandschaften – erotisch konnotierte Bedeutungsnuancen wurden ihr von Beginn an unterstellt; einige ihrer berühmtesten Gemälde entstanden am Lake George, wo Alfred Stieglitz, ihr späterer Ehemann, eine Sommerresidenz besaß. In seiner New Yorker Galerie, die europäischer Avantgarde eine Heimat bot, begründete sich O'Keeffes Ruhm, die sich in einer männerdominierten Zeit durchsetzte.

Im Inland derweil entspinnt das Städel Museum in Frankfurt Rembrandts Geschichte von Amsterdam aus als klassische Aufsteiger-Story. Dafür wurde der Städel-Bestand mit Leihgaben internationaler Sammlungen, wie der Londoner National Gallery oder dem Amsterdamer Rijksmuseum, ergänzt.

Die Berlin Art Week ist ja neben stets ein Ereignis der Superlative, doch in diesem Jahr begeht sie einen runden Geburtstag und setzt programmatisch noch einen drauf: Als Experiment von elf Institutionen

im Gründungsjahr initiiert, werden sich zum zehnjährigen Jubiläum mehr als 50 Partner – Museen, Privatsammler und Projekträume – an der Festivalwoche beteiligen. Geladen wird zu mehreren Messen, Ausstel-

Die Berlin Art Week feiert mit ihrer zehnten Ausgabe ein rundes Jubiläum

lungen, Performances und erstmalig zu „Kiez-Aktionen“ – ein Höhepunkt wird den nächsten Tagen.

Persönliches Highlight: die vom Hamburger Bahnhof, Kupferstichkabinett oder dem Film-Institut Arsenal kooperativ gestemte Retrospektive zum Werk Tomas Schmits. Der Neue Berliner Kunstverein beleuchtet etwa die Frühphase des 2006 verstorbenen Konzeptkünstlers, der sich auch als Autor und Zeichner komplexen Fragen stellte – etwa warum ein Chamäleon welche Farbe annimmt. Mit Witz und Sprachgefühl prägte Schmit, der 1961 Nam June Paik und George Maciunas kennenlernte, als weniger bekanntes, doch wichtiges

Mitglied in der Fluxus-Bewegung eine neue Ästhetik.

Das Gallery Weekend Berlin hat sich derweil als Frühlingsevent etabliert, 2021 findet es aber zum zweiten Mal im Herbst statt. Auch ein Blick darüber hinaus lässt frohlocken, denn die Hauptstadt wartet in der gesamten kühleren Saison mit kleinen, feinen Schauen auf.

Unter dem Titel „EMERGENZ“ präsentiert die Galerie Karl Oskar zum Beispiel Malerei des 1986 geborenen Künstlers Jann Holstein. In seinen Serien manifestiert sich das Unvorstellbare. Eine seiner Porträt-Reihen zeigt Überlebende der „Titanic“, teils unkenntlich, unheimlich fremdet. Poetisches indes offeriert die Galerie Daniel Marzona, nämlich Landschaftsbilder des Fotokünstlers und Becher-Schülers Axel Hütte. Und in der Galerie von Angela Mewes umkreist eine Gruppenschau noch nie zuvor Ausgestelltes der Schriftstellerin und Copy-Art-Künstlerin Pati Hill – Wandspiegel oder Steine, die im Zuge ihres Wahnsinnsprojekts „Photocopying Versailles“ entstanden.

Bei all dem käme Genocchio 2021 womöglich doch zu ähnlichen Schlüssen wie vor vier Jahren; wenn denn die Parameter inzwischen etwas andere sind.

www.taz.de | anzeigen@taz.de | fon 030-25902314 | fax 030-2510694 | Impressum Redaktion: Ole Schulz | Foto-Red.: Karoline Bofinger | Anzeigen: Sönke Tümmeler

documenta

Politik und Kunst



DEUTSCHES
HISTORISCHES
MUSEUM

18. Juni 2021 -
9. Januar 2022

An der Quelle der Tonkunst

Von Igor Strawinsky zu Heiner Goebbels: Während die Donaueschinger Musiktage ihr 100. Jubiläum feiern, gibt es beim Musikfest Berlin Echos von Stimmen zu hören. Und in Leipzig widmet sich eine Veranstaltungsreihe der Abwicklung des Jugendradiansenders DT64

Von **Robert Mießner**

Welches E steckt in E-Musik? Ernst, Entertainment oder beides? Im Programm der diesjährigen Donaueschinger Musiktage schließt das eine das andere nicht aus. Das renommierte Festival für Neue Musik feiert Mitte Oktober sein 100. Jubiläum, was schon einmal keine Selbstverständlichkeit ist. Es war der 31. Juli 1921, als die ersten „Donaueschinger Kammermusikaufführungen zur Förderung zeitgenössischer Tonkunst“ über die Bühne gingen, wenige Jahre nach dem Ersten Weltkrieg, nach einer abgewürgten Revolution und wenige Monate nach einem gescheiterten kommunistischen Aufstandsversuch.

Vorsicht mit vorschneidenden Analogien, aber der Ruf der Sperrigkeit, der der Donaueschinger Musik anhaftet, wird auch aus dieser Zeit kommen. Andererseits ließe sich fragen, ob nicht die „Goldenen Zwanziger“ dort, an der Quelle der Donau, begonnen haben. Zu ihrem Hundertjährigen fahren die Donaueschinger Musiktage einen Marathon aus Konzerten, Gesprächen, Ausstellungen und Installationen auf. Das Programm schaut weit über den europäischen Tellerrand hinaus, die Beiträge kommen aus Südamerika, West- und Südafrika, dem Nahen Osten und Zentralasien.

Aus Norwegen steuert die Klangkünstlerin Maja S. K. Ratkje ihre Komposition „Consider Icarus“ für Posaune und kleines Orchester bei. Ein Stück über das Scheitern, gleich am Eröffnungsabend. Liegenbleiben ist nicht drin, an gleich drei Abenden spielt der Berliner Klangkünstler Hanno Leichtmann in der „Gravest Hits Lounge“ Donaueschingers Erfolg mit Boris Baltschun, Andrea Neumann und Magda Mayas an Klavier, Flügel und Modular Synthesizer. 1957 war Igor Strawinsky nach Donaueschinger gekommen – der russische Komponist, der seit 1920



Zum Auftakt in Donaueschinger: Ein Stück der Klangkünstlerin Maja S. K. Ratkje über das Scheitern
Foto: Dan Petter Neegaard

in Frankreich gelebt hatte und 1940 in die USA gegangen war, dirigierte eine Aufführung seiner Ballettkomposition „Agon“ mit dem Südwestfunkorchester. Mit ebendiesem Stück eröffnet am 31. August das Concertgebouwkest Amsterdam unter der Leitung Daniel Hardings und mit Renée Fleming als Sopran eine Strawinskys Spätwerk gewidmete Reihe des bis Mitte September laufenden Musikfests Berlin in der Philharmonie. Die Presseverantwortlichen haben übrigens ein göttliches Foto von Strawinsky gefunden, das

ihn zeigt, wie er 1933 auf einem abgenommenen Citroën-Kühlergrill Lyra spielt.

Gute Musik findet halt ihr Material, sei es an einer Autokasserolle oder in einem imaginären Notizbuch. „A House of Call. My Imaginary Notebook“ heißt ein vierteiliger Zyklus mit Kompositionen von Heiner Goebbels, die das Ensemble Modern Orchestra unter der Leitung von Vimbayi Kaziboni auf dem Musikfest uraufführen wird: Echos von Stimmen, die Heiner Goebbels bewahrt hat; Stimmen, auf die der Komponist manchmal

zufällig, dann wieder in Archiven, bei Projekten, Begegnungen oder Reisen gestoßen ist.

„Ich reise nicht mehr. Reisen, was für ein Interesse sollte das für mich haben?“, sagt der Performer David Bennet in einem zweiten neuem Stück von Heiner Goebbels, „Liberté d'action“, einem szenischen Konzert mit den Pianisten Hermann Kretzschmar und Ueli Wiget, das am 5. September im Großen Sendesaal des RBB aufgeführt wird. Das Konzert basiert auf Texten des belgisch-französischen Malers und Schriftstellers Henri Michaux; Goebbels selbst hat 1981 auf seiner ersten Single Bertolt Brecht und später etliche Male Heiner Müller vertont.

Es ist verlockend, über Heiner Goebbels' Musik akademisch zu sprechen. Dabei lief sie Ende der 80er Jahre sogar im Radio zwischen den Pogues und The Clash, in der Sendereihe Parocktikum war das, die der Rundfunkkünstler und Journalist Lutz Schramm im DDR-Jugendradio DT64 moderierte. Goebbels' Band Cassiber gehörte da zur Kunstfrak-

tion des Programms, das ist ein Kompliment.

Davon, wie sich Anfang der 90er Jahre ein regelrechter Jugendprotest gegen die Abwicklung von DT64 formierte, erzählt die Leipziger Veranstaltungsreihe „Power von der Eastside! DT64 – Das Jugendradio und

meine sehnsucht nach einer seltenen musik / nach einer hymne / die ich nicht singen kann –

seine Bewegung“ von Mitte September bis Anfang 2022. Ausstellungen, Konzerte und Talks sollen erinnern, wie mit Demonstrationen, Straßenfesten, Konzerten, Raves, winterlichen Protest-Camps, Unterschriften-sammlungen, Besetzungen und Mahnwachen damals eine vorläufige Erhaltung des Senders erreicht werden konnte. Über ein Viertel dieser Initiativen

bildete sich übrigens im westdeutschen Empfangsgebiet von DT64, sagt Veranstaltungskurator Alexander Pehlemann.

Den Auftakt der Reihe bildet am 16. September ein Abend in der Leipziger naTo, auf dem die ehemaligen Moderatoren Jörg Wagner und Frank Aischmann erzählen werden, wie sie am Freitag, dem 13. 9. 1991, für zwölf Stunden die Abschaltung von DT64 simulierten, inklusive einer Flucht des Radios durch einen vorzeitig eingebrochenen Winter. Später „Power von der Eastside“-Termine werden von Marion Brasch, der Schriftstellerin, Ex-DT64- und heutigen Radioeins-Moderatorin, und Rex Joswig von der Band Herbst in Peking bestritten. Unter dem Banner „Grenzpunkt Null“ produziert Joswig seit Langem Radiosendungen, in denen er Literatur und Musik aufeinandertreffen lässt, und veranstaltet das auch als Live-Radio.

Am Abend des 31. August lässt sich solch ein Auftritt persönlich erleben: Mit „Wüstes Herz im Ascheregen“ erinnert Joswig auf dem Hof des Kultur- und Bildungszentrums Sebastian Haffner, vor der Bibliothek am Wasserturm in Prenzlauer Berg, an den Schriftsteller Wolfgang Hilbig aus Meuselwitz, Thüringen. Hilbig, der tatsächlich ein schreibender Arbeiter war, 1985 die DDR verließ und der 1997 bemerkte: „vielleicht wird uns eines Tages die Erkenntnis kommen, dass erst jener Beitritt zur Bundesrepublik uns zu den DDR-Bürgern hat werden lassen, die wir nie gewesen sind, jedenfalls nicht, solange wir dazu gezwungen waren.“ In den Spätsommer und Herbst von Berlin und andernorts gehört ein Gedicht Hilbigs mit dem Titel „sehnsucht nach einer orgel“. Wer weiß, vielleicht hat Joswig es in seinem Programm: „du denk dir was ich nicht sagen kann denk / meine sehnsucht nach einer seltenen musik / nach einer hymne / die ich nicht singen kann –“.

Von der Donau bis Leipzig

Donaueschinger Musiktage: 14. bis 17. Oktober, Infos & Programm unter: www.donaueschinger.de/musiktage2021

Musikfest Berlin: 28. August bis 20. September, Infos & Programm unter: www.berlinerfestspiele.de/de/musikfest-berlin/start.html

Power von der Eastside! DT64: Bis Anfang 2022, Eröffnung: 16. September, 20 Uhr, in der naTo, Karl-Liebknecht-Str. 48, 04275 Leipzig, www.radioblau.de

Wüstes Herz im Ascheregen: 31. 8., 20 Uhr, Bildungszentrum Sebastian Haffner, vor der Bibliothek am Wasserturm, Anm.: bibliothek-am-wasserturm@ba-pankow.berlin

MENSCHHEITS MOSAIK



ETHNOLOGISCHES MUSEUM UND
MUSEUM FÜR ASIATISCHE KUNST
OFFEN AB 23. SEPTEMBER 2021



**HUMBOLDT
FORUM**

BERLINER SCHLOSS
SCHLOSSPLATZ
10178 BERLIN

WEITERE INFOS
UND TICKETS UNTER
HUMBOLDTFORUM.ORG

Von René Hamann

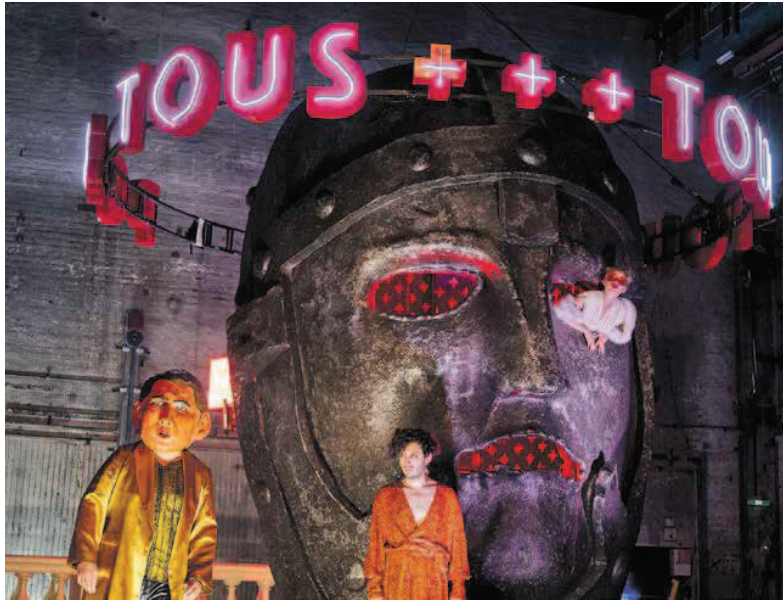
All die Skandale! Die Skandale um Intendanten und Vorwürfe des Sexismus, des Rassismus und der Ungleichbehandlungen. Und dann kam, gewissermaßen obendrauf, noch Corona. Jetzt ist die Frage, inwieweit sich das Theater von alldem erholen konnte. Wie geht Normalbetrieb? Und geht Normalbetrieb überhaupt?

Oder wird auch die nächste Winterspielzeit eine sein, die im Zeichen von 3G steht, Sie wissen schon: getestet, geimpft, genesen? Hat das Theater seine Strukturen überprüft, zeigt es Einsicht, kann es in sich gehen und das alles wieder nach außen stülpen mit guten Programmen, guten Stücken in prächtigen Inszenierungen?

„In Wien haben Skandale bekanntlich Tradition, aber ob ein Stück der Elfriede Jelinek noch imstande sein kann, die Bürger protestierend aus den Sitzen zu reißen, wird man sehen müssen. Apropos sehen: Premiere feiert ihr neues Stück „Lärm. Blindes Sehen. Blinde sehen!“ am 4. September im Burgtheater, und Regie führt kein Geringerer als Berlins Skandalnudel Frank Castorf. Könnte also ein richtiges Ereignis werden. Und mindestens eine überlange Wortoper. Oder wie das Theater selbst anreißt: „Keine Rede von Vertrauensverlust und wachsender Entfremdung zwischen ‚unten‘ und ‚oben‘. Intensiv, giftig und körperlich ist das Verhältnis zwischen den Göttern und den Erdlingen; mit anderen Worten: Es geht um Machtfragen und Verschwürgen, und da bleibt vieles vielleicht nicht nur Theorie.“

Wandern wir auf der Karte etwas aufwärts. München hat den Verlust von Intendant Matthias Lilienthal zu beklagen; der „berät“ jetzt die dortigen Philharmoniker, jedenfalls so lange, bis sich Besseres bietet. Die Kammerspiele eröffnen derweil mit „Effingers“, nach dem Roman von Gabriele Tergit, inszeniert von Jan Bosse, während das Residenz am 19. 9. mit „Unsere Zeit“ von Simon Stone nach Motiven von Ödön von Horváth aufmacht. Sehr klassisch.

In Köln muss wahrscheinlich noch sehr viel Wasser den Rhein runterfließen, bis sich die Bühnen der Stadt von Filz, Korruption und Baugenehmigungsverfahren um das alte und neue Opernhaus – und nicht zuletzt vom Weggang des einzigen Lichtblicks der vergangenen Jahrzehnte, nämlich der Intendantin Karin Beier, erholt haben werden. Gegeben wird am Theater Schauspiel Köln nichtsdestotrotz „Nathan der Weise“, und zwar am 10. September. Immerhin: Am 15. 9. bespielen Rimini Protokoll die Bühnen der Stadt Köln, und zwar mit dem Stück „Utopolis Köln“. Könnte den Kölnern gefallen. Die haben es gern, wenn man in ihrer Stadt so oft



Elfriede Jelineks Stück „Lärm. Blindes Sehen. Blinde sehen!“ (Regie: Frank Castorf) feiert in Wien Premiere
Foto: Matthias Horn

Wie geht normal?

Die von Vorwürfen und Skandalen gebeutelten Theater starten in die Spielzeit 2021/2022 im Zeichen von 3G. Also, Maske auf und Impfpass parat – der Herbst kann kommen!

wie möglich ihre Stadt nennt. Wie es rheinabwärts in Düsseldorf weitergeht für das Ensemble, das sich hinter den Schauspieler Ron Iyamu gestellt hat, der rassistische Vorfälle am Düsseldorfer Schauspielhaus öffentlich gemacht hat, und das im Anschluss eine eigene Bühne forderte, entzieht sich leider noch unserer Kenntnis. Das Schauspielhaus sieht sich schweriger Aufarbeitung entgegen. „Diversity-Berater“

Es ist nur ein Blick. Aber wir sind wie geblendet. Kein Wort, kein Kontakt

sollen Einzug gehalten haben, heißt es. Ob es hilft, mit „Orpheus steigt herab“ von Tennessee Williams zu eröffnen? Man wird sehen. Und zwar am 9. September.

Und war nicht Bochum auch einmal eine Theaterbastion? Was passiert denn da? Es wird spannend: „Wir sind neun Jahre alt und treffen die Liebe unseres Lebens. Wir treffen sie nicht wirklich, es ist nur ein Blick. Aber wir sind wie geblendet. Mit 18 sehen wir sie wieder: ein Gruß (kein Kuss) von ihr, weit weg. Und eigentlich war es das auch schon. Kein Wort, kein Kontakt. Doch unser ganzes Leben werden wir dieser Liebe wid-

den.“ Wer kommt auf diese Idee? „Das neue Leben“ ist ein Stück zwischen Dante, Meat Loaf und, man halte sich fest: Britney Spears. Christopher Rüping führt Regie durch einen turbulenten Abend. Leinen los am 10. 9. Apropos Leinen los: Wer David Foster Wallace lustige Kreuzfahrt-Reportage „Schrecklich amüsant – aber in Zukunft ohne mich“ in der Bühnenversion verpasst hat, kann auf die Kammerspiele Bochum setzen: Dort gibt es das noch mal am 22. und am 23. September.

Und wo wir schon mal am Meer sind: In der Thalia Hamburg stehen die Zeichen auf Durchzug, also auf „Der Idiot“ von Dostojewski, Premiere am 4. 9., also noch so eine olle Kamelle, die ursprünglich einmal ein Roman war, und im Hamburger Schauspielhaus gibt es Shakespeare, „Richard the Kid & the King“ unter der Regie von Karin Henkel, immerhin eine Neuauffrischung, und das tags zuvor (3. 9.).

Was aber gibt es auf den Bühnen Berlins, der wichtigsten Theaterstadt Deutschlands? Isso. Das Maxim Gorki eröffnete am Freitag traditionell feministisch mit „1.000 Serpentine Angst“ nach Olivia Wenzel, Regie Anta Helena Recke – eigentlich war der Start schon eine Woche vorher geplant, doch das Ensemble leidet unter einem Corona-Fall. Wie es damit umgeht, das Intendantin Shermin Langhoff einige Zacken aus ihrer politisch korrekten Krone verloren haben dürfte, könnte durchaus interessant sein. Das Programm sieht erstmal nach *left-wing business as usual* aus.

Die Schaubühne hingegen hat vielleicht das interessanteste Programm: Nach der Eröffnung mit Chris Bushs „Kein Weltuntergang“, die am 4. September stattfindet, kommt zweimal Thomas Ostermeier persönlich zum Zuge, erst mit „Ödipus“ (ohne „König“), dann mit „Edouard Louis“, „Wer hat meinen Vater umgebracht“, bevor noch mal Jan Bosse „Eurotrash“ von Christian Kracht dramatisiert, und Maja Zade „Reden über Sex“ macht.

Die Volksbühne macht aus ihrem Comeback – Pollesch ante

ports! – noch ein Geheimnis; das Berliner Ensemble gibt, nicht besonders einfallreich, „Die Dreigroschenoper“, und, last but not least hat das Deut-

sche Theater „Mercedes“ von Thomas Brasch im Programm (10. September). Wir finden: Maske auf, Impfpass parat, der Herbst kann kommen!

Blödsinn zum Lachen

Das Lachen kann einen in diesen Zeiten abhandeln kommen – wenn gute Freunde sich zum Beispiel auf einmal den Leerdankern zugehörig fühlen oder die eigene Tochter nach einer Woche Schule gleich schon wieder in Quarantäne geschickt wird. Dabei wusste selbst schon Aristoteles, dass Lachen gesund ist – es sei eine „körperliche Übung von großem Wert“ für das eigene Wohlbefinden, so der griechische Denker. Darum gilt es ja auch als „beste Medizin“. Schade nur, dass wir es mit dem Altern zunehmend verlieren: Rund 400-mal lachen Kinder am Tag, Erwachsene im Durchschnitt nur noch etwa 15-mal. Vielleicht kann Ihnen ja die Leipziger Lachmesse dabei helfen, wieder auf den Geschmack zu kommen. Zum 31. Mal gibt es dort im Oktober Kabarett und Komödie, Chanson, Lied, Clownerie – und dazu auch „gehobenen Blödsinn“. Das Internationale Humor- und Satirefestival gilt als eines der größten Kleinkunstfestivals im deutschsprachigen Raum. Pandemiebedingt kamen im Vorjahr aber nur 11.500 Gäste – gut die Hälfte, die in normalen Jahren dabei sind.

7.–17. Oktober, Infos unter: www.lachmesse.de



Berliner Philharmoniker

| Philharmonie

Endddlichhh
Endddlichhh
Endo
Endo
Endo
Endo

schnarcht wieder jemand auf dem Nebensitz!

Alle Konzerte für September & Oktober Jetzt im Verkauf!

berliner-philharmoniker.de

Unser Partner Deutsche Bank

Von Berlin nach Wien

Berlin: „1.000 Serpentine Angst“, Gorki Theater, 28./29. 8. & 25./26. 9. & Schaubühne:
a) „Kein Weltuntergang“, 4. bis 10. 9., b) „Ödipus“, 19. bis 26. 9., c) „Wer hat meinen Vater umgebracht“, ab 7. 10., d) „Eurotrash“, ab 16. 11., e) „Reden über Sex“, ab 28. 11., „Die Dreigroschenoper“, Berliner Ensemble, 3./4. 9. & „Mercedes“, Deutsches Theater, 10. bis 25. 9.
Bochum: „Das neue Leben“, Schauspielhaus, 10. 9. & „Schrecklich amüsant – aber in Zukunft ohne mich“, Kammerspiele, 22./23. 9.

Düsseldorf: „Orpheus steigt herab“, Schauspielhaus, 9./10. 9. & 15./25. 9.
Hamburg: „Der Idiot“, Thalia, 4. bis 22. 9. & „Richard the Kid & the King“, Deutsches Schauspielhaus, 3./4. 9. & 19. 9.
Köln: Schauspiel Köln, a) „Nathan der Weise“, 10./12. 9. & 25./26. 9. & b) „Utopolis Köln“ (in der Stadt), 15. bis 30. 9.
München: „Effingers“, Kammerspiele, 18./19. 9. & 2./3. 10. & „Unsere Zeit“, Residenztheater, 19. 9. bis 28. 10.
Wien: „Lärm. Blindes Sehen. Blinde sehen“, Burgtheater, 4./5. 9. & 11./12. 9.

Wider die Engstirnigkeit

Angela Lehnert's unterhaltsamer Roman „2001“ handelt von einer Clique, die der Ödnis des Provinzlebens HipHop und Exzess entgegensetzt. Es ist auch ein Buch über die Zäsuren nach der Jahrtausendwende

Von **Jens Uthoff**

Es ist nicht bloß eine normal schreckliche Provinzjugend, die Julia Hofer durchlebt; nein, zu allem Überfluss trägt sie sich auch noch in Österreich zu. „Unsere Stadt heißt Tal und das ist alles, was man wissen muss. Ich setze die Kapuze auf, schiebe Cypress Hill in den Discman und marschiere los“, lauten die ersten Sätze der 15-jährigen Ich-Erzählerin in Angela Lehnert's Roman „2001“. In diesem Ort erleben Julia Hofer und ihre Freund*innen eine maximale Enge und Engstirnigkeit, der sie mit Alkohol, Rauchen, HipHop, Witzen, Sprühen und, wenn es gut läuft, mit Schmusen und erstem Sex zu entgehen suchen. Bei Julia Hofer aber läuft es meistens nicht so gut.

Überhaupt sind die meisten Figuren in „2001“ Loser, auf der Hauptschule zählen sie zum „Restmüll“. So wird dort der Teil der Schüler*innen genannt, der es nicht mal in Sport- oder Sprachklassen geschafft hat. Wenn man im Restmüll landet, „muss man nichts Besonderes mehr leisten, außer existieren, aber auch das ist manchmal schwer“, so die Erzählerin. Die Handlung folgt ihrer Schulklasse durch das Jahr 2001 hindurch. Gezeichnet ist das Schuljahr von einem gesellschaftspolitischen Rollenspiel, das Lehrer Brandstätter mit ihnen durchführt: Jeder Schüler und jede Schülerin stellt eine Person oder eine Institution in der internationalen Politik dar, Julia Hofer ist zum Beispiel die UNO. Auf diese Weise werden immer wieder Ereignisse des Jahres – von BSE und MKS über die Auslieferung Slobodan Milošević bis hin zu 9/11 – eingeflochten. Und die Schülerinnen und Schüler diskutieren auf dieser Grundlage über (Welt-)Politik.

Vordergründig mag Angela Lehnert's zweiter Roman eine (sehr unterhaltsame!) Geschichte über Jugend und Rebellion in der Provinz sein, das große Thema aber sind Umbrüche. Deshalb trägt das Buch wohl auch den Titel „2001“, eine grundlegende politisch-gesellschaftliche Zäsur schwebt über allem. Für die Schüler endet nicht nur die Schule, es endet auch eine Ära mit MTV und Viva

Alles was man wissen muss: Tal heißt die österreichische Kleinstadt, in der das Buch spielt
Foto: imago



und der Ironie und Freiheit der Neunziger. Das analoge Zeitalter nähert sich dem Ende, und der weltpolitischen Neuordnung, die mit 9/11 einhergehen soll, scheinen viele Zeichen vorauszugehen.

Lehner, die in Osttirol aufgewachsen ist und heute in Berlin lebt, ist für ihren ersten Roman „Mater unser“ (2019) mehrfach ausgezeichnet worden, unter anderem erhielt sie den Öster-

reichischen Buchpreis für das beste Debüt. In „2001“ setzt sie sich auch mit der österreichischen Innenpolitik jener Zeit – im Jahr 2000 wird die erste ÖVP-/FPÖ-Koalition besiegelt – auseinander. Mit dem angenehmen bösen Humor passt Lehner dabei gut in die jüngere Schriftstellerinnengeneration Österreichs (meist sind es in der Tat Autorinnen), die diese Epoche gerade aufarbeitet.

Die Konflikte zwischen rechten und linken Jugendlichen entwickeln sich in „2001“ erst nach und nach. Genauso zeigt sich erst mit der Zeit, welch explosives Potenzial Brandstätter's Experiment hat. Das Rollenspiel eskaliert vor allem wegen dem Österreicher Bene, der der klügste und politischste Kopf der Clique ist. Er tritt für klassische linke Themen ein, fordert sogar Sensibilität im Umgang mit Sprache und in Fragen der Repräsentation (und ist damit der Einzige, der auf die Debatten der Gegenwart verweist). Bene hält Brandstätter vor, wie lächerlich sein Experiment sei und dass es in Wahrheit doch nur seiner Profilierung diene.

In einem österreichischen Kaff werde er ganz sicher nicht die Welt retten, erklärt ihm Bene, ehe er vor der versammelten Klasse zu einer Wutrede an-

setzt: „Wir haben einen scheiß Umgang miteinander, der auf einer scheiß Sprache basiert, die auf scheiß Traditionen aufbaut. Gott, die Tradition, die Vergan-

Es ist einfacher, eine andere Meinung zu eliminieren, als die eigene zu ändern

Ausrede für die eigene Faulheit ist. Weil Veränderung nämlich unbequem ist. Weil es einfacher ist, eine andere Meinung zu eliminieren, als die eigene zu ändern.“

Angela Lehner hat das Gesehehen wohl deshalb in der Abschlussklasse einer Hauptschule angesiedelt, weil das Potenzial der Schüler dort notorisch unterschätzt wird. Dieser Move mag verständlich sein, allerdings schwächt das die Plausibilität des an vielen Stellen ja auch realistisch gezeichneten Romans ein bisschen – denn dass ausgerechnet diese Schülergruppe und diese Figuren Politik und Gesellschaft auf die skizzierte Weise diskutieren, wirkt nicht unbedingt einleuchtend. Generell sind Figurenzeichnung und Dramaturgie aber sehr gut gelungen, man kann sich mit zunehmendem Verlauf der Handlung kaum lösen von den Charakteren und will wissen, wie es mit ihnen weitergeht.

Nicht zuletzt macht es sehr viel Spaß, der Antiheldin Julia Hofer zu folgen, die über eine gehörige Portion Selbstironie verfügt. Zum Überleben in der österreichischen Provinz braucht sie die auch.

genheit: Irgendein Grund findet sich immer, um einen Mitschüler zusammenzuschlagen oder den Nachbarn in die Luft zu sprengen. Und das Schlimmste daran ist, dass alles nur eine



In Osttirol aufgewachsen: Angela Lehner Foto: Paula Winkler

Angela Lehner: „2001“. Hanser Berlin 2021, 384 S., 17,99 EUR

70 Jahre Berliner Festspiele #MusikfestBerlin

28.8. 20.9. 2021

MUSIK FEST BERLIN

In Zusammenarbeit mit Berliner Philharmoniker

Eröffnungskonzert
Heiner Goebbels
A House of Call (UA)
Ensemble Modern Orchestra
Vimbayi Kaziboni

Concertgebouworkest Amsterdam
Renée Fleming, Daniel Harding

Orchestre des Champs-Élysées
Collegium Vocale Gent
Philippe Herreweghe

London Symphony Orchestra
Magdalena Kožená
Sir Simon Rattle

und viele weitere Gastorchester, Ensembles und Solist*innen

Getördert durch Die Beauftragte der Bundesregierung für Kultur und Medien

NEU START KULTUR

Say it loud, I'm ...

Women Voices: Beim internationalen literarturfestival berlin geht's auch um Identitätspolitik und Cancel Culture, Frauenhass und indigene Stimmen

Darf wirklich so gut wie nichts mehr gesagt werden, um nicht gleich von (linken) Sprachwächtern eins auf den Deckel zu bekommen? Oder ist die Aufgabe über angebliche Sprachverbote zumindest teilweise auch eine bewusste Strategie in der heutigen Aufmerksamkeitsökonomie, mit denen die Don Alphonosos dieser Republik versuchen, sich als Opfer zu stilisieren – aber am Ende genau jene, denen diese Verbalabauken Verbote vorwerfen, diejenigen sind, die (oft von aufgehetzten Dritten) aufs Übelste beschimpft werden und manchmal gar um ihr Leben fürchten müssen?

Sich über diese Fragen in einer entspannten Atmosphäre, Gedanken zu machen – das ist ein Ziel der diesjährigen Ausgabe des internationalen literarturfestivals berlin (ilb). Wobei

„Cancel Culture“ unter dem Titel „Identitätspolitik und Wokeness – Totalitarismus der ‚Linken‘?“ nur eines der Spezialthemen eines überbordenden Angebots ist, das sich wie immer so verzweigt ausbreitet, dass schon die Lektüre des Programmhefts wirklich dauert.

Ein anderes Sonderthema stellt Misogynie, Missbrauch und Frauenhass in den Fokus – allein in Brasilien wird alle sieben Stunden eine Frau ermordet. Davon handelt Patricia Mehos Roman „Gestapelte Frauen“, weshalb die Brasilianerin auch zur ilb eingeladen wurde.

Ein weiteres Special widmet sich „Indigenious Voices“. Denn indigene Literatur kam im Kanon des Westens lange nur am Rande vor, was sich nun langsam, aber doch merklich ändert. Das ilb holt dafür Autorin-

nen wie Louise Erdrich (USA/Ojibwe), Billy-Ray Belcourt (Kanada/Driftpile Cree) und Natalie Diaz (USA/Mojave) auf Podium, die von ihrer künstlerischen Produktion berichten, aber auch aus ihrer Sicht von der Klimakrise, Landraub und den Folgen europäischer Kolonialisierung.

Die Eröffnungsrede hält im Übrigen auch eine Frau: Die Marokkanerin Leïla Slimani. 1981 in Rabat geboren kam sie 1999 als Reporterin für das Magazin *Jeune Afrique* nach Paris. In ihrem preisgekrönten Roman „Dann schlaf auch du“ nimmt sie ihr Pariser Milieu genau unter die Lupe und liefert laut taz einen „detaillierten Eindruck des sozialen Unbehagens des heutigen Frankreichs“. (os)

ilb: 8. bis 18. September

Von **Andreas Hartmann**

taz: Herr Bräuer, seit dem 1. Juli haben die meisten Kinos in Deutschland wieder geöffnet. Wie läuft der Neustart bislang?

Christian Bräuer: Den Umständen entsprechend gut, auch wenn man bei den aktuellen Auflagen und immer noch eingeschränkten Kapazitäten nicht wirtschaftlich arbeiten kann. Die Kinos, wie auch die anderen Kulturorte, erbringen aus meiner Sicht gerade einen Dienst an der Gemeinschaft, da gibt es überall sehr viel Engagement. Ich finde es toll zu sehen, wie viele sich gerade nicht entmutigen lassen und überlegen, wie sie trotz widriger Rahmenbedingungen Kultur anbieten können. Generell bin ich auch froh, dass endlich wieder über Filme geredet wird.

Und die Leute besuchen die Kinos auch?

Bundesweit hatten die Kinos im Juli fast das Dreifache an Besuchern als im selben Monat im Jahr zuvor. Im Vergleich zu 2019 waren es etwa 30 Prozent weniger Besucher, aber sogar mehr als im Juli 2018. Ich finde das schon sehr ordentlich, auch wenn man bedenkt, dass es in dem Monat auch ein paar sehr schöne Tage gab, an denen normalerweise die Kinos nicht so gut besucht sind.

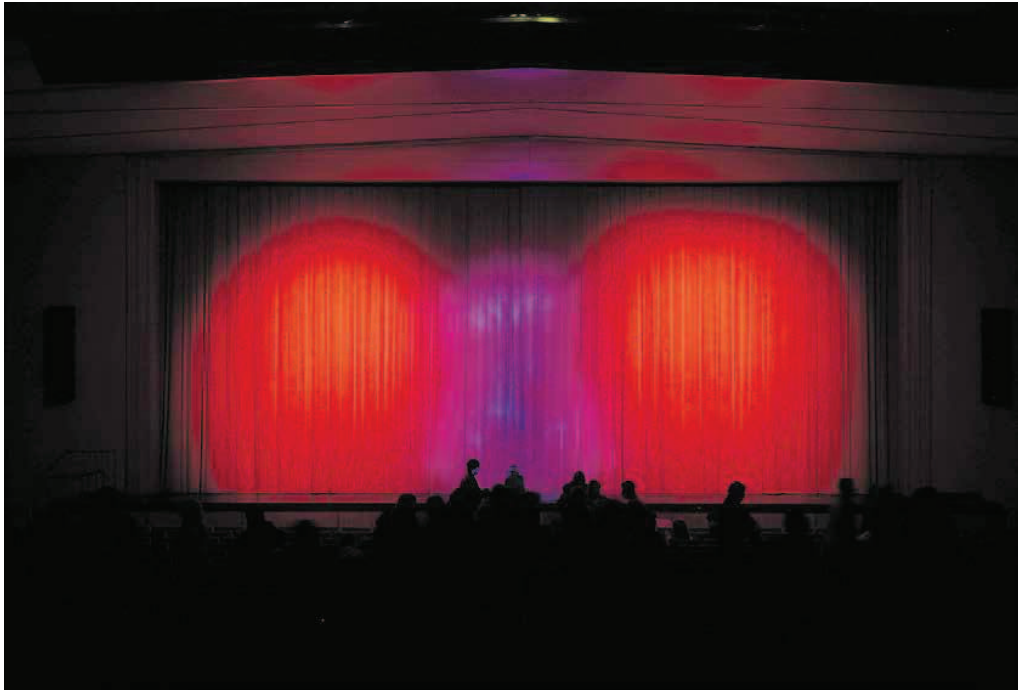
Haben Sie das Gefühl, die Leute sind froh, endlich wieder ins Kino gehen zu dürfen?

Ich erinnere mich an eine Vorstellung in einem unserer Kinos in den ersten Tagen nach dem Neustart: Das Licht geht aus, der Vorhang auf, das Publikum applaudiert. Von ähnlichen Szenen wurde mir auch von anderen Kinobetreibern berichtet, davon, dass dem Personal sogar Blumen und Geschenke überreicht wurden.

Unter welchen Auflagen darf man denn aktuell ins Kino?

Das ist bundesweit unterschiedlich geregelt. In Berlin ist aktuell unter Beachtung der 3G-Nachweispflicht ein reduzierter Mindestabstand möglich. In Nordrhein-Westfalen können auf dieser Basis die Kinos voll belegt werden, auch die Kontaktverfolgung ist entfallen. In Bayern gilt dagegen weiterhin zusätzlich der Mindestabstand und Maskenpflicht auch am Sitzplatz. Andere Länder haben noch einmal andere Bestimmungen. Das ist nicht sehr verständlich und insgesamt sehr unübersichtlich.

Sind die Kinos deswegen so gut besucht, weil nach langer Pause und einem Filmstau gerade so viele interessante Filme in die Kinos drängen?



Ein erster Erfolg: Die Kinos hatten im Juli fast das Dreifache an Besuchern als im selben Monat des Vorjahres
Foto: imago/Lars Reimann

„Das Glas ist halb voll“

Christian Bräuer von der AG Kino zur Lage der Kinos: Durch die Förderungen können Verluste ausgeglichen werden. Doch die je nach Bundesland unterschiedlichen Regelungen zur Belegung sind unübersichtlich

Das wird derzeit ein sehr attraktives Programm anbieten können, hilft natürlich. Etwa die oscarprämiierten Filme „Nomadland“ oder „Der Rausch“. Und es kommen jetzt nach und nach weitere Oscarpreisträger in die Kinos. Das sehr dichte Programm führt leider aber auch dazu, dass mancher gute Film etwas untergeht. Aber für das Publikum herrscht derzeit eine Luxusituation. Denn wer gerade ins Kino möchte, findet garantiert einen Film, der ihm oder ihr gut gefällt.

Die Kinos dürfen immer noch nicht ihre vollen Kapazitäten auslasten, weswegen sie auch weiterhin gefördert werden. Funktioniert das?

Die Förderungen sind, so nenne ich das immer, Schwimmflügelprogramme. Das heißt, wir können nicht untergehen, uns werden die Verluste ausgeglichen. Schwierig ist: Irgendwann müssen wir auch mal wieder wirklich Geld

verdienen. Weil man vielleicht ein Darlehen zurückzahlen oder investieren muss. Wenn aktuell ein bestimmtes Kino gut läuft, führt das nur dazu, dass die Förderung etwas geringer wird. Je mehr Besucher ich habe, desto weniger Förderung bekomme ich. Wenn also die Kinobetreiber einen guten Job machen, können sich die Steuerzahler freuen, denn dann brauchen diese nicht so viel Geld vom Staat.

Schöner wäre es natürlich, wenn wir Kinobetreiber eine echte Anlaufhilfe bekämen, um in die Kinos zu investieren und im besten Falle auf Gewinne Steuern bezahlen. So wie das in anderen Wirtschaftszweigen, etwa bei den Apothekern oder Automobilkonzernen auch der Fall ist. Aber es ist leider so: Die Kunst ist da, um zu existieren und die anderen sind dazu da, Gewinne zu machen, diese Logik scheint zu gelten. Dabei wird selbst das kleinste Pro-

grammkino immer noch getragen vom persönlichen Risiko eines einzelnen Menschen. Und dem dann einen Unternehmerlohn zu gönnen, wäre doch auch schön.

Und wie blicken Sie in die nahe Zukunft? Die Corona-Pandemie ist ja wohl noch nicht vorbei.

Momentan würde ich sagen, das Glas ist halb voll und nicht

Mein Bauchgefühl sagt mir: Wir werden diesen Winter geöffnet bleiben

halb leer. Aber es wird noch ein langer Weg vor uns liegen, wenn man bedenkt, dass Gesundheitsminister Jens Spahn jetzt schon sagt: Masken werden wohl noch bis zum nächsten Sommer getragen werden müssen. Das hieße dann auch, dass

wir wohl noch bis zum nächsten Sommer Auflagen hätten. Unser Wunsch wäre aber natürlich, mit der 3G-Regelung die Kinos auch wieder voll auslasten zu dürfen. Vielleicht nicht dann, wenn die Inzidenzen erneut bei 200 oder 300 liegen sollten. Aber in Phasen mit niedrigen Infektionszahlen müsste es eigentlich einen Weg zurück zu mehr Normalität geben.

Und wenn die vierte Welle rollt, befürchten Sie dann, dass die Kinos noch einmal schließen müssten?

Dafür hätte ich kein Verständnis. Wir Kulturschaffenden mussten den letzten Lockdown akzeptieren, er war eine politische Entscheidung. Aber es wäre auch gegangen, ohne die Kultur dichtzumachen und ohne die Kinos zu schließen. Andere Länder haben das auch anders gehandhabt. Die haben teilweise die Kultur offen gelassen und hatten auch keine schlechteren oder besseren Zahlen als

wir. Zudem ist inzwischen über die Hälfte der Bevölkerung bereits durchgeimpft, etwa zwei Drittel der Erwachsenen. Erkrankten diese Menschen, führt dies aus heutiger Kenntnis trotzdem nicht zu einer Überlastung des Gesundheitssystems. Und dies muss der Maßstab sein.

Der Kino-Herbst kann also kommen?

Mein Bauchgefühl sagt mir: Wir werden diesen Herbst und Winter geöffnet bleiben. Allerdings unter strengen 3G-Auflagen. Und falls es ganz schlimm werden sollte, werden vielleicht wieder etwas größere Abstände in den Kinosälen verlangt. Aber ich glaube und hoffe, dass ein weiterer Lockdown vermieden wird.

Christian Bräuer ist Vorstandsvorsitzender der AG Kino – der Gilde deutscher Filmtheater – & Geschäftsführer der York-Kinogruppe, die in Berlin mehrere Programmkinos betreibt.

ALLES ANDERE ALS KLEIST?

Kleist-Festtage
Frankfurt (Oder)

30.09 –
10.10.2021

Bei den Kleist-Festtagen ist diesmal alles anders. Dennoch bleibt das Festival seinem Namensgeber ganz nah – mit Uraufführungen, Eigenproduktionen, Ausstellungen, Lesungen, neuen Formaten und kritischer Auseinandersetzung. Mit dabei sind Größen wie Judith Rosmair, Peter Lohmeyer, Mathieu Carrière, Cornelia Heyse, Thomas Thieme, Barbara Schnitzler, Heikko Deutschmann, Henriette Vásárhelyi und Matthias Zschokke.

kleistfesttage.de



Zurück zu den Wurzeln

Von der Ostsee über die Spree bis an den Main: Corona brachte die Theater wieder nach draußen und Open-Air-Events sorgten für einen beschwingten Sommer. Doch altbekannte Probleme blieben. Ein Rück- und Ausblick

Von **Tom Mustroph**

Theater war einst ein Open-Air-Vergnügen, so lange zumindest, bis von Fürsten bestellte Akademiker das Spektakel auf den Jahrmärkten als minderes Volksvergnügen abtaten und parallel dazu der Artistik den Sprung auf den F-Kunst-Zug verweigerten.

Doch das Pendel schlägt inzwischen wieder in die andere Richtung: Der Neue Zirkus dringt ambitioniert in die Institutionen der Innenraumkunst vor. In den Nöten des Lockdowns entdeckten wiederum gelehrte Drinnenspieler*innen die Reize von Freiluft-Events. Schnell aufgelegte Förderprogramme wie Neustart Kultur stellten dafür auch beträchtliche Mittel bereit. Bestätigt fühlen dürfen sich die, die immer schon draußen

spielen. In Berlin betraf dies unter anderem das Globe Theater.

Auf der die Zuschauer umkreisenden Ringbühne – entstanden einst für das Shakespeare-Spektakel „Der Sturm“ – wurden alte Produktionen wie ebender „Sturm“ und neue Stücke wie „Maria Stuart“ und „Es lebe Europa!“ aufgeführt. Die Menschen kamen, holten sich erst ihr Getränk unter freiem Himmel, besetzten dann die pandemiekonform getrennten Stühle und kuschelten sich, wenn es kühler wurde, in Wolldecken.

Ihre Augen verfolgten die Darsteller*innen, die auf der Außenbahn um sie herum agierten. Dann wieder konzentrierte sich die Handlung im Zentrum. Für tolle Effekte sorgte die sich über die Köpfe herabsenkende

Das Mombijou-Theater an der Berliner Museumsinsel brachte in Rekordzeit ein Programm auf die Bühne
Foto: Uwe Hauth



Dämmerung. Noch bis Mitte September empfängt die Open-Air-Bühne im Berliner Norden ihre Gäste, bis dann im nächsten Jahr, endlich, das hölzerne Globe Theater aus Schwäbisch Hall am neuen Standort errichtet werden soll.

Im Berliner Süden, auf dem Gelände der ehemaligen Bärenquellbrauerei in Schöne-weide, verband sich während des „Summer of Performance“ das Dämmerlicht der Stadt bei den Artistik- und Performance-Projekten der Seil- und Trapezkünstlerin Jana Korb und der Vertikaltheatertruppe Grotest Maru mit dem romantisch geschundenen Ziegelgemäuer der alten Gerstensafhallen. Revier Südost heißt das Areal jetzt, und es ist zu hoffen, dass die Hallen und Flächen dazwischen auch in Zukunft künstlerisch bespielt werden können.

Auf der Ostseeinsel Usedom hingegen gibt es im mittlerweile 25. Jahr die Vineta Festspiele. Im letzten Sommer mussten sie wegen Corona ausfallen. In diesem Jahr wurden die traditionellen Schwertkämpfe und Massenszenen in Zinnowitz zur Freude von Anwohnern und Meck-Pomm-Reisenden aber wieder gezeigt.

Härter kämpfen als die schon alteingesessene Truppe der Vorpommerschen Landesbühne Anklam mussten die Piraten von Grevesmühlen, die traditionell von der Schauspielerfamilie Semmelrogge verstärkt werden. Vor Gericht erstritten sie sich im letzten Moment das Aufführungsrecht. Streitpunkt war der Lärmpegel. Piraten-abholde

Nachbarn hatten einen Eilantrag wegen Lärmbelästigung gestellt. Dann wurde gespielt, gemessen – und Bußgelder verhängt wegen überschrittener Werte und nicht rechtzeitig benedeter Premierenfeier.

Die Episode zeigt: Eine Pandemie macht nicht zwangsläufig solidarischer. Die Freude der einen wird zum Grimmauslöser der anderen. Und zu dem neuen Management von Masken, Ab-

stellt die Sommerwerft die wohl letzte große alternative Bastion im kalten Herzen der Hochfinanz dar.

Heruntergeregelt Boxen am Abend und Grabesstille zur Mittagszeit – zur Wahrung der Mittagsruhe der Nachbarn – sind Teil der Kompromissregeln. Immerhin, es funktioniert. Weiterhin langes Bestehen ist der Sommerwerft zu wünschen, denn das Programm aus Theater, Performance, Musik und Artistik fügte sich wunderbar ein ins Flanieren am Ufer und das Konsumieren der zahlreichen Drinks und Speisen aus aller Welt.

Eine ähnlich glückliche Zukunft, im Frieden mit den Einwohnern und unterstützt von der Kommune, wünscht man mitten in Berlin, auf Steinschleudererseite zum Kanzleramt, dem Mombijou-Theater. Es war das erste Open-Air-Theater im Nachwende-Berlin. Herrschaftliche Intrigen, deren Verdrehtheit denen der Königsdramen Shakespeares, die hier oft

standen, Desinfektionsmitteln und Impfpfasskontrollen gesellen sich ganz schnell die altbekannten Problemfelder. In Grevesmühlen müssen Besucher übrigens keinen negativen Test vorlegen, die namentliche Registrierung über die Luca App oder ganz altmodisch händisch reicht. Auch hier wird bis Mitte September gespielt.

Beim traditionellen Sommerwerft-Festival in Frankfurt/Main schien das delikate Verhältnis zwischen Anwohnern und Veranstalter schon eingespielt. Als die open-air-erfahrene Truppe des Antagon Theaters vor 20 Jahren erstmals das am Ufer des Mains gelegene Gelände der früheren Weseler Werft bespielte, standen all die heutigen Wohntrümmer und auch der Koloss der Europäischen Zentralbank noch gar nicht. Jetzt

aufgeführt wurden, kaum nachstanden, führten zur zwischenzeitlichen Schließung. Aktuell wird das Gelände zwischen Park und Spree aber wieder bespielt. Eine Gruppe um den Theatersport-Initiator Johann Jakob Wurster übernahm in einem regelrechten Organisationsrausch von lediglich drei Wochen Vorbereitungszeit den Spielbetrieb und führt bis in den September hinein einige der gefeierten älteren Produktionen auf.

Wurster kennt die beiden großen Berliner Open-Air-Stätten von eigenen Auftritten. „Beim Globe Theater ist die Bühne einfach ganz toll. Beim Mombijou-Theater ist die Lage einmalig, mitten in der Stadt, am Wasser, im Park und mit der gewachsenen Gastronomie-Infrastruktur. Das muss einfach erhalten bleiben. Es war auch Beispiel für viele andere Open-Air-Locations weltweit“, meint Wurster zu taz.

Die Open-Air-Bühnen haben während der Pandemie an Gewicht gewonnen. Die alten Probleme aber bleiben: Anwohner*innen, die in die Stadt gezogen sind, um am Leben zu partizipieren, es vor dem eigenen Schlafzimmersfenster aber gerne mucksmäuschchenstill hätten.

Und Amtsstuben-Bürokraten, die den Lärmschutz wie eine Monstranz vor sich hertragen, weil sich Flächen, auf denen sich alle, auch die mit wenig Geld in der Tasche, vergnügen können, nicht so viel Rendite versprechen wie die immer neuen und oft so gesichtslosen Town Houses.

Kunsthalle	Osnabrück
Barrierefreiheit	
Alison O'Daniel	
26.06.21-03.10.21	
Slavs and Tatars	www.kunsthalle.osnabrueck.de
26.06.21-03.10.21	
Sabrina Röthlisberger	
26.06.21-03.10.21	
We Cannot Skip This Part	
26.06.21-27.02.22	
Candice Lin	Katrin Mayer
06.11.21-27.02.22	06.11.21-27.02.22

75 Jahre DSO
21/22
Robin Ticciati, Chefdirigent

Deutsches Symphonie Orchester Berlin

Die Jubiläumssaison. Jetzt Tickets kaufen.
→ dso-berlin.de

Anzeige

DIE HERBSTSPIELZEIT IN DER UFABRIK. AUF NACH TEMPELHOF!

750020 UFABRIK.DE

Perspektivenwechsel

Abseits des Humboldt Forums laufen interessante Ausstellungen zu Raubkunst und Kolonialismus

Im Juli war es endlich soweit: Das **Humboldt Forum** im Zentrum Berlins öffnete seine Pforten für das Publikum mit gleich sechs verschiedenen Ausstellungen. Doch schon beim Durchqueren des Innenhofs wird man das mulmige Gefühl nicht los, dass das ganze Vorhaben trotz aller Bemühungen konzeptionell zum Scheitern verurteilt ist. Denn, dass „wir“ uns unter einem goldenen Kreuz in einem künstlich wieder aufgebauten Stadtschloss der preußischen Könige hinstellen, um die Welt anhand oftmals geraubter Objekte zu erklären, ist einfach nicht mehr zeitgemäß.

Lohnender ist da ein Blick über die deutsche Hauptstadt hinaus in Ausstellungen, die sich etwa mit Kolonialismus und Raubkunst beschäftigen.

Nur noch bis Sonntag, den 29. August, ist im Kölner Rautenstrauch-Joest-Museum die konzeptionelle Schau „**Invisible Inventories**“ zu sehen. Sie folgt den Spuren Zehntausender historischer kenianischer Objekte, die während der britischen Kolonialherrschaft außer Landes gebracht und Teil europäischer und nordamerikanischer Museumssammlungen geworden sind – und fragt, was ihre Abwesenheit für die Museen bedeutet. Die gute Nachricht: Ab dem 6. Oktober zieht die Ausstellung ins Weltkulturen Museum Frankfurt a. M. weiter (bis 9. 1. 2022).

Ebenfalls in Frankfurt stellt die südafrikanische Installationskünstlerin Lungiswa Gqunta in der Ausstellung „**Tending to**

the Harvest of Dreams“ im Zollamt des Museums für Moderne Kunst 30 Jahre nach dem offiziellen Ende der Apartheid die Frage nach dem Fortwirken des Kolonialismus. Stachelnd wird dabei für die aus einem Township stammende Gqunta das zentrale Symbol für die bis heute andauernde Eingrenzung und Ausgrenzung der schwarzen Bevölkerung (bis 14. 11.).

In Wien dagegen will die kleine Ausstellung „**Überleben im Bild**“ im Photoinstitut Bonartes die Geschichten der Menschen erzählen, die der Forscher Felix von Luschan (1854–1924) in seinen „Typenfotografien“ aus aller Welt festgehalten hat. Der später als Königliche Museum für Völkerkunde zu Berlin berufene Luschan galt als „liberaler“ Forscher, erst 2017 wurden

die rund 4.000 Aufnahmen seiner privaten Sammlung entdeckt. Die Fotoschau versucht nicht die ursprüngliche Absicht hinter den Aufnahmen umzu-drehen: Statt die abgelierten Menschen nur als naturwissenschaftliche Sammlungsobjekte zu betrachten, zeichnet sie ihre Biografien nach (bis 29. 10.).

In der Ausstellung „**Extracting Zones**“ im Museum der Kulturen Basel geht es indes um die weißen Flecken in der westlichen Wissensproduktion. Aus Boxen erklingen hier etwa seltsam klingende südafrikanische Namen für Pflanzen, denen wir später scheinbar objektive wissenschaftliche Bezeichnungen gaben – ohne jemals darüber nachgedacht zu haben, dass sie längst schon lokale Namen hatten (bis 17. 10.). (os)

Von **Katrin Wilke**

Argentinien begeht in diesem Jahr den 100. Geburtstag zweier großer Musiker. Der eine, Astor Piazzolla, wird weit über die Grenzen seiner Heimat hinaus das ganze Jahr über mit Veranstaltungen geehrt. Ganz so viel internationale Aufmerksamkeit erhält der große Folklore-Pianist und -Komponist Ariel Ramírez allerdings nicht. Doch das zu Unrecht.

Geboren wurde er am 4. September 1921, also knapp sechs Monate später als der Tango-Erneuerer Piazzolla. Dabei erklingen Ramírez' Werke, vorneweg die „Misa Criolla“ und die poetisch-melancholische Zamba „Alfonsina y el mar“, bis heute weltweit in unterschiedlichsten musikalischen Kontexten.

Die Namen dieser beiden herausragenden Kompositionen sind in eine Metallstele an Ramírez' Grab in Buenos Aires eingestanz – zusammen mit dem „Santafesino de veras“, einem auf seine Herkunft aus dem im Nordosten Argentiniens gelegenen Santa Fe verweisenden Stück, das dem Musiker im Jahr 1945 zu erster Bekanntheit verhalf. Komponiert hat er es ebenfalls als Zamba, jener zentrale Tanz- und Musikstil der argentinischen Folklore. Diese bereicherte und erweiterte Ariel Ramírez in etwa so wie Astor Piazzolla den Tango.

Den diskutablen Vergleich mit Piazzolla bemüht gern auch Ramírez Sohn Facundo. Der Mittfünfziger aus Buenos Aires ist wie sein Vater als Pianist tätig, jedoch im Gegensatz zum ihm in der Klassik verwurzelt und derzeit vor allem mit der musikalischen Nachlassverwaltung seines 2010 verstorbenen Vaters beschäftigt. Schon die argentinische Ikone Mercedes Sosa hat Ramírez junior in ihre musikalischen Aktivitäten einbezogen. Unter anderem war er an ihrem letzten Album „Cantora“ beteiligt, das im Jahr ihres Ablebens 2009 erschienen ist.



Foto: First Run Features/Courtesy Everett Collection/Imago

Doch noch enger ist die Vita der Folklore-Legende Sosa mit der von Ariel Ramírez verknüpft. Eigens für sie hat dieser 1969 für das Album „Mujeres argentinas“ zusammen mit dem Autor Félix Luna das Stück „Alfonsina y el mar“ verfasst – jene poetisch-melancholische Hommage an Alfonsina Storni. Die berühmte Dichterin und Schriftstellerin hinterfragte in ihren Texten mit allerhand feministischem Verve das Patriarchat und andere überkommene Konventionen ihrer Zeit, bis sie 1938, mit nur 46 Jahren, schließlich den Freitod wählte und sich in Mar del Plata von einem Wellenbrecher ins Meer stürzte.

Ramírez wusste von dieser charismatischen Frau durch seinen Lehrervater, bei dem die Storni in Santa Fe als Jugendliche zur Schule gegangen war und die diesem auch ihre ers-

Ramírez bereicherte die Folklore in etwa so wie Astor Piazzolla den Tango

ten Gedichte zum Lesen anvertraut haben soll. Daraus machte Ramírez jene schwermütigen, melodios anmutigen Zeilen von der „schlafenden, ins Meer gekleideten Alfonsina“, welche Zuhörer wie Interpret*innen unterschiedlichster Couleur seit der allerersten Aufnahme mit Mercedes Sosa bis heute in ihren Bann ziehen.

Es genügt ein Blick bei Youtube, um die Vielfalt an fast täglich auftauchenden Neufassungen zu erahnen: Ob nun auf Spanisch von einer Sängerin in der russischen „The Voice“-Show intoniert oder von der Grammy-dekorierten Mexikanerin Natalia Lafourcade, die erst vor wenigen Monaten einen klanglich wie optisch suggestiven Schwarz-Weiß-Videoclip mit ihrer Interpretation veröffentlichte. Und auch die Zahl der instrumentalen Neufassungen ist immens.

Berührend ist etwa die aufs Wesentliche reduzierte Version des Kontrabassisten Petros Klampanis. Der zwischen New York und seiner Heimat pendelnde Grieche hat „Alfonsina y el mar“ für sein aktuelles Album „Rooftop Stories“ auserkoren, wo die ursprüngliche Zamba fast wie ein afroperuanischer Rhythmus daherkommt. Dabei hat Klampanis nach eigener Aussage das Lied gar nicht durch Sosas emblematische Interpretation für sich entdeckt. Viel-



Populär wurden Ramírez' Lieder vor allem durch die Sängerin Mercedes Sosa (li. unten) Foto: Reuters

Ariel, Alfonsina und das Meer

Am 4. September ist der 100. Geburtstag des argentinischen Pianisten und Komponisten Ariel Ramírez. Zu seinen Werken gehört auch die von einem Aufenthalt in Würzburg inspirierte „Misa Criolla“

mehr soll ihm der Song erstmals auf dem 2004 veröffentlichten Album „Goodbye“ des schwedischen Pianisten Bobo Stenson und dessen Trio zu Ohren gekommen sein – und seitdem zu seinen Lieblingsliedern zählen.

Verschlungene Wege wie diese sind bezeichnend für

die Popularisierung dieses gut fünfzig Jahre alten Liedes, das den Erdball mehrfach umrundet hat und von unterschiedlichsten Stimmungen und Stilen aufgegriffen wurde. Beim Reisen entstanden ist auch das andere Schlüsselwerk von Ariel Ramirez: jene vom Evan-

gelium und von liturgischen Gesängen wie von der heimischen Folklore und ihren Rhythmen in damals gänzlich unerhörter Art zusammengefügte „kreolische Messe“.

Die für zwei Tenorstimmen, gemischten Chor, Schlagzeug, Klavier und traditionelle an-

Ramírez hören

- Mercedes Sosa:** „Mujeres argentinas“ (Philips 1969)
- Mercedes Sosa:** „Cantata Sudamericana“ (Philips 1972)
- José Carreras:** „Misa Criolla & Navidad Nuestra“ (Philips 1988)
- „Misa Criolla“ feat. Plácido Domingo auf **Dominic Miller:** „Shapes“ (Decca 2003).
- Eine neue Version der Messe erscheint am 3. September auf „Hope“ von **Daniel Hope** (Deutsche Grammophon 2021). Interpretationen von „Alfonsina y el mar“ finden sich unter anderem auf:
- Ana Carla Maza:** „Solo Acoustic Concert“ (Lautaro 2017)
- Avishai Cohen:** „Aurora“ (Blue Note 2009)
- Michel Camilo:** „Mano A Mano“ (Universal 2011)
- Alfons Carreras & Cástor Pérez:** „Passeig Per La Memoria“ von (digital 2001)
- Petros Klampanis:** „Rooftop Stories“ (Bandcamp 2021)
- Zudem auf Youtube unter anderem von **Natalia Lafourcade** und **Gemma Abrié**. (kw)

dinische Instrumente komponierte „Misa Criolla“ wurde in den 1950ern, zehn Jahre vor ihrer Vollendung, in Europa während eines Klosteraufenthalts von Ramírez in Würzburg inspiriert.

Dort hatte der Argentinier zwei katholische Schwestern kennengelernt, die während der Shoah inhaftierte Juden und Jüdinnen illegal mit Essen versorgt haben. Bewegung von dieser Geschichte begann der Komponist schon auf dem Rückweg in sein Heimatland an diesem Werk zu Ehren der zwei Helferrinnen zu arbeiten. Heute wird die „Misa Criolla“ nebst seiner Weihnachtskantate „Navidad Nuestra“ als wichtigstes, auch weltweit populärstes Werk der argentinischen Sakralmusik betrachtet.

Begeistert von der „Misa Criolla“ ist seit Langem etwa auch der Geiger Daniel Hope. Und so gab er für sein just einen Tag vor Ariel Ramírez' 100. Geburtstag erscheinendes neues Album „Hope“ ein spezielles Arrangement des Werks bei Paul Bate-man in Auftrag, der dem Original einige völlig neue Facetten hinzufügte.

Gut zu wissen, dass Ramírez mehr als 300 Kompositionen umfassendes Werk „work in progress“ bleibt. In einem Internetforum heißt es: „Es ist für uns Hispanoamerikaner so wichtig wie die Schubert-Lieder im Rest der (Musik-)Welt“.

**Festival
Neuer Kunst**
**Festiwal
Nowej Sztuki**

www.labirynt.slubice.eu

Frankfurt (Oder)
Ślubiice

ABIRYN

VIBRATIONS

22.-24.10.2021

ODER
**FRANKFURT
ŚLUBICE**

Ohne Grenzen. Bez granic.



FRANKFURT (ODER)
**DEIN PLATZ
ZUM LEBEN**

Der Letzte macht das Licht aus

Wer braucht schon Publikum? Für die meisten Mitglieder von Lesebühnen waren die Monate ohne Auftritte eine echt harte Zeit. Doch unser Autor freut sich bereits, dass wahrscheinlich schon bald alles erneut dichtmachen wird – und endlich wieder Stille einkehrt

Von Uli Hannemann

Im Nachhinein denke ich, der zweite pandemiebedingte Lockdown Ende 2020 war letztlich der ideale Befreiungsschlag für unsere Lesebühne *LSD – Liebe statt Drogen*. Bereits während des ersten Lockdowns im März hatten wir notgedrungen auf einen Livestream umgestellt. Zunächst sogar von zu Hause aus, per Konferenzschaltung. Ab Sommer 2020 streamten wir zusammen im Freien, und auch schon wieder vor kleinem Publikum. Doch im Herbst wurde es kalt und dunkel. Die Zuschauer blieben aus, erst wegen der Unbilden der Jahreszeit, dann waren öffentliche Veranstaltungen ohnehin untersagt.

Wir streamten dennoch weiter, obwohl kaum noch Leute zusahen. An manchen Abenden verfolgten gerade mal sieben Zuschauer den Stream. Verständlich, denn das digitale Format eignet sich kaum für eine Lesebühne. Es ist ja nicht unseinerwegen, wir sind auch nicht besonders gut gealtert: Ein Vorleserjahr entspricht bekanntlich drei Menschenjahren – da ist es im Grunde fast besser, man sieht uns nicht. Doch das Publikum muss den Bierdunst und den Geruch verlebter, abgestandener Künstlerleiber riechen, das Klirren umgestoßener Flaschen hören können. Lese-

bühne ist ein sinnliches Erlebnis. Merkwürdigerweise hatten jedoch Partnerbühnen wie die *Reformbühne Heim & Welt* oder die *Brauseboys* bei ihren Streams mehr Zuschauer, obwohl die sogar noch langweiliger sind als wir.

Doch wir schüttelten uns nur kurz, und beschlossen: jetzt erst recht. Wir wandelten den zart aufkeimenden Frust einfach in künstlerische Energie um.

Sie klatschten. Eine lachte. Was um Gottes Willen war denn bitte so lustig?

machten aus der Not eine Tugend und starteten das Megametading.

Ab sofort würden wir nur noch für uns selbst auftreten. Wer brauchte schon Publikum? Die wollten ja immer bloß unterhalten werden. Und scheiß auf das Geld. Überreichende, bunte Papierfetzen, eine Ersatzbefriedigung für Loser. Die Leute ahnten ja nicht, wie reich wir in Wirklichkeit allein an sittlichen Werten, Glück und Lebensfreude waren. Jedenfalls würden wir keine neuen Texte mehr schreiben, sie würden auch niemandem mehr gefallen müssen. Inhalte sind für

Idioten, Formen für Faschos. Wir machten uns von sämtlichen Erwartungen los. Wir waren frei.

Auch die irdischen Gesetze galten für uns nicht. Irgendwer von irgendeiner anderen Bühne hatte behauptet, es gäbe eine Art Bestätigung von „Klausur“, dem Kultursenator Klaus Lederer persönlich, des ungefähren Inhalts, was wir hier täten, sei „Arbeit“ und viele daher nicht unter die allgemeinen Versammlungsrestriktionen. Allerdings fiel jener Freibrief im Verlauf meiner weiteren Nachforschungen immer reduzierter aus: Von einer Urkunde mit Siegel über eine E-Mail bis hin zu einem vagen Telefongespräch, das einer der Kollegen mit Lederer geführt haben wollte, vielleicht ...

Anfang 2021 verließ uns auch noch unsere letzte treue Zuschauerin. Schon vorher hatten wir mit den verschiedensten Übertragungsspannen experimentiert; nun nutzten wir die einschlägigen Erfahrungen und stellten Bild und Ton endgültig ab. Alles wurde immer puristischer. Gebannt lauschten wir in einen leeren Resonanzraum hinein. Nichts. Was für ein großartiger Urzustand. Weg von diesem neoliberalen Kosten-Nutzen-Denken, und hin zu einer Kunst in ihrer reinsten Form, die allein für sich spricht, und niemandem außer sich selbst verantwortlich ist. Wir überwandten



„Wir streamten weiter, obwohl kaum noch Leute zusahen“ Foto: Panthermedia/imagio

ein narzisstisches, dem Materiellen und der eigenen Eitelkeit verhaftetes Kunstverständnis, und waren in Sphären des Schaffens und des Seins entrückt, die außer uns kein Mensch jemals schauen würde. Und schon gar nicht die *Reformbühne Heim & Welt*.

Jeden Dienstag trafen wir uns weiter. Bauten alles auf – Laptop, Mikro, Scheinwerfer – ohne das Equipment ans Stromnetz anzuschließen. Dann schwiegen wir, anderthalb Stunden lang. Es war fast ein bisschen gruselig. Wir waren Matrosen auf einem Geisterschiff, das ziel- und führerlos über die Meere segelte. Wir schworen uns, solange weiterzumachen, bis einer nach dem anderen im Dienst für die Kunst gestorben wäre. Der Letzte machte dann das Licht aus. Ach nein, das war ja gar nicht an. Es war eine ironische Performance, eine famose Farce, ein religiöses Ritual, ein dadaistischer Kult. Wenn wir endlich tot wären, schauten vielleicht auch wieder Leute zu, und applaudierten, wenn man unsere ausgegorenen Körper wie Abfall in die Armengräber schmiss.

Erst jetzt wurden wir richtig gut. Es war die ultimative Entfaltung. Kunst ist ja eigentlich

Leere. Und Kunst ist auch Kälte. An einem Februarabend verbrannten wir bei minus vierzehn Grad sämtliche alten Texte in einer Tonne, um uns warmzuhalten. Die Erfahrungen an den Füßen schmerzten entsetzlich. Aber das Alleinsein war wunderschön. Gott wohnte in unseren Seelen und winkte achtsam aus den Fenstern, die unsere Augen waren.

Dann wurde es Frühling. Auf den Seen brach das Eis, schreiend kehrten die Gänse zurück, und wir entfernten Lage um Lage des Zeitungspapiers, mit

Unser täglich Uli

Manche spornen Katastrophen zu Höchstleistungen an. Oder sind es doch nur verzweifelte Rufe nach Liebe aus dem nicht enden wollenden Homeoffice? Wir wissen nur, dass es Mitte März 2020 zum ersten Lockdown mit einem köstlichen Text über die bevorstehende große Leere begann („Corona, Corinna, Corolla, Carola. Mir ist so langweilig“). Seither veröffentlicht Uli Hannemann seine Glossen und Kolumnen gefühlt fast täglich in der taz.

dem wir unsere Kleidung unterfüttert hatten. Und wenige Monate später kamen, im Schlepptau sinkender Inzidenzwerte und steigender Temperaturen, auf einmal fremde Menschen zu uns.

Zunächst wussten wir gar nicht, wer diese Leute waren. Was wollten sie hier? Mit einer unverföhrenen Selbstverständlichkeit setzten sie sich vor uns hin und blickten uns mit großen Äuglein an. Unruhe machte sich in uns breit. Die Eindringlinge wirkten so erwartungsfroh, wie jene, die vorigen Sommer und vor allem vor Corona immer zu unseren Shows gekommen waren – wie nannten wir die gleich noch mal: Publikum? Genau, Publikum! Vor Angst begannen wir, wie aus einem uralten Reflex heraus, zu lesen.

Vielleicht würde sie das ablenken, und wir könnten unbemerkt fliehen. Sie klatschten. Eine lachte. Warum, was um Gottes Willen war denn bitte so lustig? Die lauten Geräusche schmerzten in unseren längst an konstruktive Stille gewöhnten Ohren. Das Adrenalin flutete unsere Nerven wie Eiswasser die Titanic. Zum Glück wird es bald wieder Herbst, dann ist der Spuk hoffentlich vorbei.

Kann das gut gehen?

Nach der Pandemie ist vor dem Sparen: Der Kulturbranche drohen Einschnitte

Sie hat gelitten wie sonst wohl keine/r. Die Rede ist von der hohen Kultur. Museen, Theater, Clubs und Konzerthäuser wurden von der Pandemie schwer getroffen. Etwas weniger jene K., die das Attribut „Hoch“ vor ihrem Namen trägt und die ohne Subventionen sowieso nicht überlebensfähig wäre – schwerer die Freie Szene und all die namenlosen Selbständigen, ohne die der tägliche Betrieb zu Normalzeiten gar nicht möglich wäre. Der Wissenschaftliche Dienst des Bundestages hat für den Kultursektor einen Umsatzrückgang von über 22 Milliarden Euro im Vorjahr errechnet.

Wird nach dem Sommer und mit steigender Impfquote alles besser? Das bleibt abzuwarten.

Baden-Württemberg ist schon mal vorgeprescht: Seit Mitte August spielt hier die Sieben-Tage-Inzidenz als Gradmesser für Einschränkungen keine Rolle mehr – Diskotheken und andere Events in Innenbereichen können hier wieder „unter Vollauslastung“ besucht werden. Nur kann das gut gehen? Skepsis ist angebracht.

Branchenvertreter*innen drängen nun darauf, dass die Kultur gegenüber anderen Bereichen zumindest nicht benachteiligt wird. Warum sollten auch Tausende Zuschauer im Fußballstadion erlaubt sein, bei einem Konzert aber nicht? Zudem müssten finanzielle Hilfen weiter aufrechterhalten bleiben. Denn während staatli-

che Häuser etwa ihre festen Mitarbeiter in Kurzarbeit schicken können, lebt die Berufsgruppe der freien Künstler gerade oft weiter am Existenzminimum.

Angesichts der Auswirkungen der Coronakrise warnt der Deutsche Kulturrat davor, dass es in den nächsten Jahren im Kulturbetrieb zu drastischen Einsparungen kommen könnte. Denn angesichts vieler verschuldeter Kommunen besteht die Gefahr, dass gerade in der Kultur gespart wird, wenn die Hilfen von Staat und Ländern auslaufen. Derzeit ist der Kulturrat darum vor allem mit einem beschäftigt: Den Parteien vor den Bundestagswahlen das Versprechen abzurufen, dass es dazu nicht kommt. (os)

GORKKI

KRAMBUS: PELZ UND PUDERZUCKER

VON: ISABELLA SEOLAK & ENSEMBLE | REGIE: ISABELLA SEOLAK

AB 27/AUGUST 2021

WWW.GORKKI.DE